



Eine Frage begleitet ihn auf dem Fußmarsch durch
halb Europa: Hat er noch eine Heimat am Ende des Wegs

Der lange Weg nach Hause

Text: Eliana Berger, Fotos: Eyad Abou Kasem

2015 floh der Fotograf Eyad Abou Kasem mit seiner Kamera von Syrien über die Balkanroute bis nach Deutschland. Zehn Jahre später reist er auf derselben Route wieder zurück. Was erwartet ihn in seiner alten Heimat?

Kapitel 1: Veitshöchheim, Juni 2025

Da stehen sie nun beide und wissen nicht weiter. Hoch oben auf dem Hügel, der Feldweg ist noch schlammig vom letzten Regen. Hinter ihnen wiegt sich der Wald im Wind. Vor ihnen liegt die Kaserne. Militärischer Sicherheitsbereich, steht auf einem Schild, das am Zaun befestigt ist. Unbefugtes Betreten verboten! Vorsicht Schusswaffengebrauch!

„Guck mal, da sollte der Eingang sein“, sagt Eyad Abou Kasem. Seine Augen suchen das Gelände ab, nach vertrauten Hallen, nach alten Erinnerungen.

„Irgendwie sieht es ganz anders aus, findest du nicht?“, sagt Christiane Kress. „Das kommt mir gar nicht bekannt vor.“

Sie sind ein ungleiches Duo. Ein schlaksiger Mann Ende 30 mit dunklen Locken, der ständig Konjugationen und Artikel vertauscht. Eine kleine, blonde Frau Anfang 60 mit starkem fränkischem Dialekt. Sie schauen auf flache, gelbe Gebäude hinter dem Zaun, laufen noch ein paar Schritte. Bis Eyad plötzlich stehenbleibt. „Da, das war das Security-Häuschen, oder?“, fragt er, jetzt mit Überzeugung in der Stimme. „Witzig! Guckmal, da hab ich gewohnt!“

Zehn Jahre ist es her, dass die beiden zuletzt hier waren. Damals diente die Kaserne als Gemeinschaftsunterkunft für etwa 500 Geflüchtete. Christiane Kress war eine der Helferinnen vor Ort, sie besorgte den Ankommenden Kleidung und Konten, Windeln und Wohnungen. Mit vielen hält sie bis heute Kontakt. Auch Eyads ersten Umzug hat sie organisiert. Raus aus der Geflüchtetenunterkunft, rein in das neue deutsche Leben.

Aus der syrischen Hauptstadt Damaskus war Eyad im September 2015 in die Türkei geflohen, um nicht vom Assad-Regime zum Militärdienst eingezogen zu werden. Er stieg in ein überfülltes Schlauchboot nach Griechenland, reiste zu Fuß, mit Bussen und Bahnen über den Balkan, bis er irgendwann zufällig in Veitshöchheim bei Würzburg auf

! Gabriel-Grüner-Stipendium

Christiane traf. Und weil er Fotograf war, dokumentierte er all das in Bildern.

Zehn Jahre später haben Eyad und viele der Geflüchteten von damals in Deutschland ein Zuhause gefunden. Eyad kämpfte dafür, ein Fotojournalismus-Studium in Hannover zu beginnen, dieses Jahr will er es endlich abschließen. Irgendwann lernte er die Autorin dieses Textes kennen, die beiden wurden ein Paar. Er hat ein kleines Zimmer in Berlin und jobbte zuletzt im Museum. Ein paar Mal wurden seine Bilder ausgestellt, einmal flog er dafür nach Barcelona. Und doch sagt er, wenn seine Gedanken dunkel werden und sein Körper wieder einmal zu schwer, um das Haus zu verlassen: „Ich weiß nicht, ob ich je wirklich angekommen bin.“

Als Ende 2024 das Assad-Regime gestürzt wurde, öffnete das auf einmal ein neues Fenster: Er könnte zum ersten Mal zurück nach Syrien reisen. In kleinen Etappen auf die Route zurückkehren, über die er einst nach Europa kam und sie mit seiner Kamera dokumentieren.

Wie sehr haben Krieg und Zeit seine Familie und Syrien verändert? Welche Spuren des Menschen, der er einmal war, wird er unterwegs finden? Und vor allem: Hat er noch

eine Heimat am Ende des Weges? Hier, in Veitshöchheim bei Würzburg, wo vor zehn Jahren eine Reise endete, beginnt im Sommer 2025 eine neue.

Kapitel 2: Ungarn, Juli 2025

Natürlich erinnern sie sich am Bahnhof Hegyeshalom noch an die Geflüchteten. „Es war schrecklich“, sagt ein Mitarbeiter der ungarischen Bahn, er trägt eine rot-schwarze Schirmmütze. Schrecklich für wen, fragt man ihn. „Schrecklich für alle.“

Der große Menschenstrom, hier, am letzten Bahnhof vor der österreichischen Grenze. Kein Ort, an dem sich die Geflüchteten hätten waschen oder eine Toilette benutzen können. Und dann das Befremden der Anwohner, als einige Muslime Brote mit Wurst wegwarfen.

Nun ist es still am Bahnhof. Wenige Kilometer weiter ist das grüne Grenzhäuschen zwischen Österreich und Ungarn unbesetzt, zumindest, wenn man mit dem Auto von Westen nach Osten reist. Eyad steigt aus. Er schlägt ein Rad auf dem Asphalt. Da ist niemand, der ihn daran hindern könnte, und selbst wenn, hätte es keine Konsequenz. Eyad ist ungewöhnlich albern, er rennt an dem Grenzhäuschen vorbei, von rechts nach links, von links nach rechts. Das war vor zehn Jahren anders. Ungarn war ein Angstland.

Alle, die nach Europa flüchteten, kannten die Warnungen. Geh nicht nach Bulgarien oder Tschechien, die stecken dich ins Gefängnis, sagten die, die vor ihnen geflüchtet waren. In Ungarn treten selbst Journalistinnen auf Geflüchtete ein – da willst du nicht wissen, was der Rest tut.

Ab Österreich ist alles gut.

Eyad hatte viel Glück auf seiner Reise. Er hatte gerade Athen erreicht, da verkündete Bundeskanzlerin Angela Merkel im fernen Berlin, in Ungarn gestrandete Geflüchtete nach Deutschland einreisen zu lassen. Anstatt durch die gefährlichen Wälder zwischen Serbien und Ungarn zu irren, fuhr Eyad Bus. Anstatt sich in LKW-Laderäumen zu verstecken, in denen immer wieder Menschen erstickten, nahm er die Bahn durch Nordmazedonien. Er rationierte die Kekse und Datteln, die Helferinnen ihnen am Wegesrand zusteckten, und schlief auf den Fahrten. Als er die erste österreichische Notunterkunft erreichte, da war es, als würde der Boden unter ihm weiterziehen, als hätte er nie aufgehört sich zu bewegen. Eyad schlief so tief, dass er den UN-Bus nach Deutschland verpasste. Doch für einen kleinen Moment waren die Grenzen offen.

Heute hält ein langer Zaun an der Grenze zu Serbien Geflüchtete aus Ungarn auf. Eyad trifft Rayan Rahal gegenüber dem Keleti-Bahnhof in Budapest, dort, wo 2015 tausende Geflüchtete strandeten. Rayan kam etwas später, 2017, als Student. Eigentlich wollten die beiden darüber sprechen, wie es ist, heute als Syrer in Ungarn zu leben. Doch dann geht es plötzlich um etwas viel Grundlegenderes, das sie verbindet: ein Leben ohne sicheren Boden.

„Ich habe es mir nicht ausgesucht, als Syrer geboren zu werden“, sagt Rayan. Er fühle sich dort auch nicht mehr heimisch. Seine Familie sind Drusen, eigentlich hatte Rayan in



Die Küche der Wohngemeinschaft war drei Jahre lang ein Stück zuhause in der Fremde

diesem Sommer erstmals wieder nach Syrien fliegen wollen. Aber dann wurde sein Heimatdorf in der Provinz Suweida bei gewaltsamen Ausschreitungen von Regierungskräften und verbündeten Gruppen niedergebrannt.

„Dieses Leben, was wir führen, ist ein ewiger Kampf“, sagt Eyad. Seit Tagen verfolgt er die Nachrichten über die Gewalt in Syrien, über die Massaker an Drusen und Alawiten, über israelische Luftangriffe. Er telefoniert mit syrischen Freunden, die bei einer Demonstration verprügelt wurden, mit seiner Familie in Damaskus. All das, während in Deutschland wieder über die Abschiebung von Syrern diskutiert wird. Eyad hat noch keinen deutschen Pass. Sein Einbürgerungsverfahren stockt seit Monaten. Wenn er jetzt nach Syrien einreist, würde er seinen Schutzstatus riskieren. Direkt nach dem Sturz von Assad hatte die damalige Bundesregierung Syrern noch einen Erkundungsbesuch in

ihre Heimat in Aussicht gestellt, aber das ist Geschichte. Gerade würde er es auf dieser Reise nur an die syrische Grenze schaffen – nicht bis zu seiner Familie auf der anderen Seite. „Es ist eine ewige Sorge“, sagt Eyad weiter. „Um deine Familie in Syrien, um deinen Aufenthaltstitel, darum, ob du genug Geld zum Leben hast. Dieser Stress frisst dich von innen auf.“

Kapitel 3: Athen, Juli 2025

Viele der Menschen, die an diesem heißen Sonntagmittag in die kleine Kirche im Athener Stadtteil Monastiraki treten, suchen nicht Gott, sondern Schatten. Eine Frau im pinken Minikleid ist darunter, zwei Rentner mit Fächern. Es riecht nach Weihrauch.

Eyad setzt sich in eine der vorderen Reihen, dahin, wo es ruhiger ist. Aus den Lautsprechern dringt griechisch-ortho-



Christina Kress, die gute Seele in der Flüchtlingsunterkunft von Veitshöchheim



Zuflucht hinter Gittern: Das Lager auf der Insel Lesbos ist immer noch Endstation für abertausend heimatlose Menschen

doxer Kirchengesang. Er schickt ein Video an seine Familie in Syrien, die Christen sind: von den bunten Malereien an der Decke und den in Gold gefassten Ikonen. Zünde eine Kerze für mich an, schreibt seine Mutter. Eyad ist kein Mensch, der seine Gefühle nach außen trägt. Aber jetzt sind seine Augen feucht. Zum ersten Mal auf dieser Reise weint er.

Er zündet fünf Kerzen an, für die Toten seiner Familie und die Lebendigen, auch für seine Mutter. In ihrer Nachbarschaft gab es erst im April Ausschreitungen mit mehr als zehn Toten. Wenige Kilometer entfernt tötete ein Selbstmordattentäter Ende Juni in einer griechisch-orthodoxen Kirche 25 Menschen. Das Land am Ende dieser Reise fühlt sich wieder bedrohlich an. Eigentlich würde er seine Mutter gerne da rausholen. Stattdessen reist er nun selbst hin.

Kapitel 4: Lesbos, August 2025

Als Eyad an einem Strand des türkischen Ortes Bademli mit fast 50 Menschen in ein Schlauchboot stieg und aufs Meer hinausfuhr, geschah etwas Merkwürdiges. Ein Schlauchboot kam ihnen entgegen.

„Alles in Ordnung!“, riefen die Menschen auf dem Boot. „Es ist nichts Besonderes. Wir wollen bloß nicht mehr.“

Laut der Internationalen Organisation für Migration (IOM) sind seit 2014 mehr als 30 000 Menschen auf der Fahrt über das Mittelmeer ertrunken. Dabei sieht Europa so nah aus, wenn man am westlichen Zipfel der Türkei steht und auf den östlichen Zipfel von Griechenland schaut. Man kann es sich gut vorstellen, wenn man nach einer langen Fahrt mit der Fähre auf einem Hügel an der Nordküste von Lesbos steht und hinüberschaut.

„Ich glaube, die Menschen im anderen Boot haben mitten im Wasser einen Realitätsschock bekommen“, sagt Eyad. Sie begriffen, dass die Überfahrt sie töten könnte. „Aber wir sind trotzdem weitergefahren.“

Etwa eine halbe Stunde lief alles gut. Dann bemerkten sie, dass Wasser in das überfüllte Boot lief. Eyad sah, wie die Lippen der Kinder blau anliefen. Zum ersten Mal auf seiner Reise bekam er Panik. Schöpfte Wasser aus dem Boot, mit Tassen und Händen. Die Erwachsenen begannen, muslimische Reisegebete zu sprechen. Eyad betete mit. Wenn du wirklich Angst hast, sagt er heute, ist es egal, zu welchem Gott du betest.

Am unteren Ende des Hügels, im malerischen Hafenort Skala Sikamineas, sitzt eine alte Frau mit Schürze vor ihrem Restaurant und faltet Blätterteigtaschen. „Überall gab es Flüchtlinge“, erzählt sie der Journalistin, während sie den Teig mit Öl bestreicht, Käse und Schinken darauf verteilt. „Alles war voll mit Booten, hier, da, da drüben. Das hat uns unser Geschäft kaputtgemacht.“ Sie wünscht sich Frieden. „Und dass jeder da bleibt, wo er herkommt.“

Eyad hat das Gespräch aus der Ferne verfolgt. „Was haben wir ihnen getan?“, fragt er. „Wir wollten einfach nur abhauen.“ Er will nicht länger in dem Dorf bleiben, weder für Gespräche noch zum Mittagessen. Den Rest des Nachmittags ist er kurz angebunden und gereizt. Doch dann, am Abend, erkennt er dieses eine Strandlokal wieder. Er ist schon einmal daran vorbeigelaufen, auf dem langen Fußmarsch nach Mytilini. Damals machte er bloß ein Foto aus der Ferne. Heute bezahlt er Souvlaki und Getränke mit EC-Karte. „Kannst du das glauben?“, fragt er.

Auch Syrien fühlt sich für einen Moment wieder wärmer an. Gerade erst hat ein sunnitischer Freund angerufen. Er wollte Eyad sagen, dass er ihn vermisst, dass sie immer Freunde bleiben werden – trotz all der religiösen Gewalt.

Kapitel 5: Istanbul, November 2025

Eigentlich hätte alles ganz anders kommen sollen. Als Eyad 2015 von Damaskus nach Istanbul floh, hatte er bereits die Zusage für ein Fotografie-Stipendium in Großbritannien. Er war der erste in seiner Familie, der studierte – englisch-arabische Übersetzung. Doch sein Traum war immer die Fotografie gewesen. In Damaskus hatte er Workshops besucht, Geld für Kameras zusammengespart, seine Familie und Freunde portraitiert. Sein Vater, ein Zimmermann, fand das unvernünftig, wegen des unsicheren Einkommens, und erzählte dennoch mit Stolz, dass sein Sohn Journalist sei. In



Ein entspannter Moment auf der Flucht nach Norden: Die Wasserspiele im Themenpark von Klagenfurt

Istanbul trennte Eyad dann nur noch ein Englisch-Zertifikat von einem Fotografie-Studium in London. Doch in der Prüfung blockierte er. Er fiel durch. Wegen eines halben fehlenden Punktes im Schreibteil.

Für ein paar Wochen lebte Eyad bei Joseph, einem alten Freund aus Damaskus. Aber irgendwann war die Wohnung zu klein für die vier Syrer, die dort Zuflucht suchten. Eyad sah nur zwei Optionen: zurück in den Krieg. Oder hinein ins Schlauchboot. Seinen Eltern erzählte er erst, dass er sich für das Boot entschieden hatte, als er schon auf der anderen Seite war.

Heute lebt Joseph nicht mehr in der Türkei. Er hat in Frankreich eine Familie gegründet. Als Eyad ihn vor ein paar Jahren dort besuchte, stellte Joseph eine Theorie über das Leben nach der Flucht auf. Eyad hat den Dialog aufgeschrieben, für ein Fotoprojekt über seine syrischen Freunde im

Exil. Im Krieg, argumentierte Joseph, waren sie erschöpft und traurig, aber nie depressiv. „Tief in unserem Inneren wussten wir, dass jeder Tag unser letzte sein kann. Wir hatten gar nicht die Zeit depressiv zu sein“, sagte er. „Aber als wir hier ankamen – das war der Moment, als wir depressiv wurden. Das ist normal. Das passiert den meisten Geflüchteten, oder?“

Das Leben im Krieg und das Leben danach folgen zwei völlig unterschiedlichen Logiken. Sein letztes Silvester in Syrien feierte Eyad in einer Kriegeruine ohne Dach. Als ihr Viertel unter Raketenbeschuss geriet, drehten sie bloß die Musik auf und tanzten heftiger.

Seit er in Deutschland sei, sei er ein vorsichtigerer Mensch, sagt Eyad. Wenn man wieder eine Zukunft hat, muss man sich auch wieder mit seinem Leben auseinandersetzen. Im Herbst 2025 ist Eyad in Istanbul so nervös, dass



Blick zurück in die Zeit, als sich die Menschen zu Tausenden auf den Fähren zwischen Athen und den Inseln drängten

er kaum noch einen Bissen herunterbekommt. Die Menschen, die er 2015 hier traf, sind längst weitergezogen. Die Händler, die Geflüchteten Taschenlampen und gefälschte Schwimmwesten verkauften, sind verschwunden. So richtig konzentrieren kann er sich ohnehin nicht mehr. Das Ziel seiner Reise, Angst- und Sehnsuchtsort zugleich, liegt direkt vor ihm.

Kapitel 6: Damaskus, November 2025

Als das Flugzeug in den Landeanflug geht, ist es ganz still in der Kabine. Nicht diese Ferienfliegerstille, bei der die Passagiere dösen oder lesen. Hier schläft niemand. Stattdessen beugen sich die Menschen zu den Fenstern hinüber. Beobachten die rot-gelbe Wüstenlandschaft unter ihnen. Ein Mann zwei Reihen vor Eyad hat Tränen in den Augen.

Eyad weint nicht. Irgendwann im Spätsommer hat es geklappt mit dem deutschen Pass. Die Hürde für die letzte Etappe der Reise fiel. Jetzt ist er merkwürdig entspannt. Er grinst breit, als er aus dem Flieger steigt.

Auf dem Weg vom Flughafen nach Jaramana verliert der Himmel langsam die letzte Farbe. Die Vorstadt grenzt an Damaskus, sie ist ein Meer aus Rohbauten, aus Ziegeln und Beton, bei denen sich niemand die Mühe gemacht hat, sie zu verkleiden. Eyads Bruder wartet vor dem Eingang des Mehrfamilienhauses. Dann kommt seine Mutter. Ihre Umarmung ist lang. Eyad streicht seiner Mutter über den Kopf und wischt ihr eine Träne aus dem Augenwinkel. Nach zehn Jahren: Zuhause. Es ist sein 39. Geburtstag.

Eyad verzieht genüsslich das Gesicht, als er wenig später die Kibbeh seiner Mutter probiert, ein traditionelles Hackfleischgericht. So vieles ist noch wie früher. Die Würze



Trümmerhaufen erinnern an die Katastrophennacht, als das völlig überbelegte Flüchtlingscamp auf Lesbos abbrannte

des Hackfleischs genau wie die dicke Schokoladenglasur auf dem Kuchen, den sein Bruder ihm einst jedes Jahr zum Geburtstag mitbrachte. Aber vieles ist auch ganz anders.

Eyad erinnert sich noch an seine erste Demonstration gegen das Assad-Regime. Wie sie einander an den Schultern packten, auf- und absprangen und sangen: Verdammt sei deine Seele, oh Hafez. Hafez al-Assad, der Vater von Baschar al-Assad, hatte 30 Jahre als Diktator über Syrien geherrscht. In Eyads Schule hing sein Bild gleich neben dem von Jesus. Und jetzt liefen sie durch die Straßen und beschimpften ihn, den bösen Gott unten auf Erden. Eyad sagt, es war der beste Moment seines Lebens.

Der Krieg kam langsam. Erst die Demonstrationen. Dann die Massaker an den Demonstrierenden. Die Bewaffnung der Rebellen. Kämpfe mit der Armee, Maschinengewehre, Bomben, Chemiewaffen. Russische Kampfflugzeuge über

Damaskus. Am ersten Tag ist es komisch, wenn eine Bombe auf deine Nachbarschaft fliegt, sagt Eyad. Nach einer Woche hast du dich damit arrangiert.

Eyad war einer der letzten Männer aus seinem Freundeskreis, der ging. Er hatte das Ende seines Bachelorstudiums hinausgezögert, immer wieder, denn wer studierte, musste nicht zum Militär. Doch irgendwann war das Studium in Damaskus vorbei. Wenn er nicht wollte, dass es ihm erging, wie seinem kleinen Bruder, musste er gehen. Der hatte sich zum obligatorischen Militärdienst gemeldet – kurz, bevor die Revolution ausbrach.

Heute weht eine neue Flagge in Syrien, grün und weiß und schwarz. Die Menschen in den Behörden sind viel freundlicher als früher. Man kann jetzt in Restaurants über Politik sprechen und Witze über den Präsidenten machen. Die alten Geheimdienstgebäude gibt es noch, aber sie sind



Erster Besuch mit Bruder Emad an Grab des Vaters, der vor drei Jahren starb



Vor zehn Jahren waren diese Engel von Einschüssen gezeichnet. Heute sind die Löcher kaum noch zu sehen, als wären die Wunden geheilt

nicht mehr so furchteinflößend wie früher, als Eyads Tante einmal verhört wurde, weil sie auf einer Veranstaltung nicht laut genug klatschte.

Dafür liegen in Damaskus ganze Viertel in Trümmern, Menschen leben in Ruinen. In Jaramana gibt es immer noch nur vier Stunden Strom am Tag. Über 90 Prozent der Syrer leben in Armut, die UN warnt vor Abschiebungen in das Land. Und die Angst, die Angst ist immer noch da.

Sie kommt zurück, als Eyad an einem belebten Platz in Jaramana steht. Lange Autoschlangen winden sich durch die Straße, Passanten laufen mit Einkaufstaschen vorüber. „In Jaramana gab es früher viele Autobomben“, sagt Eyad. Seine Augen huschen unruhig umher, von einem Wagen zum nächsten. „Ich checke immer noch reflexartig, ob ein Auto aussieht, als hätte es etwas Schweres im Kofferraum.“

In solchen Momenten will er schnell wieder weg aus Syrien. Einige Wochen später explodiert in Jaramana tatsächlich eine Bombe. Niemand wird getötet. Sie schafft es nicht einmal in die internationalen Nachrichten.

In anderen Momenten stellt er sich vor, wie es wäre, zu bleiben. Die Schwere in seinem Kopf hat sich gelöst, seit er hier ist. In der Altstadt von Damaskus haben viele Erinnerungen an seine Jugend überlebt: der kleine Laden, in dem seine Freunde und er Sandwiches kauften. Seine Schulen. Der Friseur, bei dem er in den Ferien Scheiben putzte. In Deutschland träumte er anfangs manchmal von diesen Gassen in Alt-Damaskus. Viel passierte in diesen Träumen nicht. Er lief dort einfach die vertrauten Wege eines alten Lebens.

An einem klaren, kalten Novembertag steht Eyad zum ersten Mal am Grab seines Vaters. Er starb im Herbst 2023, damals hatte Eyad keine Chance, zu seiner Beerdigung zu kommen. Er sagt, es war das Jahr, in dem er so richtig depressiv wurde.

Es ist eine merkwürdige kleine Gruppe, die sich am Grab versammelt hat. Da wären zum Beispiel Eyad, sein Bruder und ein neugewonnener Freund. Zwei Christen und ein Sun-

nit. Einer von ihnen floh vor dem Krieg. Einer von ihnen kämpfte als Soldat für ein Regime, das er verachtete. Der dritte schloss sich den Rebellen an und ging in den Untergrund.

Schließlich bleiben die beiden Brüder allein zurück. Es ist ein Familiengrabstein, mit einem Foto des Vaters darauf. Eyad sah ihn das letzte Mal in ihrer Wohnung in Jaramana. Sie wussten, dass es ein Abschied für eine sehr lange Zeit war, vielleicht gar für immer. Elias schaffte es nicht, seinen Sohn zum Flughafen zu begleiten. Es war das einzige Mal, dass Eyad seinen Vater weinen sah. Und hier, am Grab, ist es das erste Mal, dass Eyad in Syrien weint.

Er wird sich entscheiden, einige Wochen länger in Damaskus zu bleiben, um mehr Zeit mit seiner Familie zu verbringen. Obwohl er viel schimpft, auf Syrien: wenn die Gewalt wieder eskaliert, im kurdischen Nordosten, in Suweida, an der Küste. Wenn der Strom ausbleibt und das Wasser rostig aus der Leitung kommt. Doch wenn Eyad mit seiner Mutter und seinem Bruder im Wohnzimmer herumhängt, geht es ihm gut. Er hat ein deutsches Wort für dieses Gefühl erfunden: Kopfruhe.

→ Im Herbst 2024, als Eyad an einem Fotobuch über seine Flucht von Syrien nach Deutschland arbeitete, kam zum ersten Mal die Idee auf: die Balkanroute zehn Jahre später in die andere Richtung zurückzureisen. Zunächst war es nur ein abstrakter Gedanke. Unter Assad hätte er schließlich nicht nach Syrien einreisen können. Doch im Dezember 2024 stürzte das Regime – und aus der Idee wurde die Geschichte einer Heimkehr.

Diese Recherche musste viele Grenzen und Hürden überwinden. Wer wie Eyad mit Geflüchtetenstatus lebt(e), dessen Bewegungsradius ist eingeschränkt und abhängig von volatilen politischen Entscheidungen. Mehrfach änderten sich Zeitplan und Route, weil Visa für Geflüchtete schwer zu bekommen sind, die neue, CDU-geführte Regierung syrischen Geflüchteten plötzlich doch keinen Erkundungsbesuch in ihre Heimat erlaubte und sich die Einbürgerung verzögerte.

Aber am Ende klappten es doch, über die zentralen Stationen der Flucht zu reisen. Mithilfe alter Bilder fanden wir Orte von Eyads Flucht wieder: eine frühere Flüchtlingsunterkunft, in deren Gebäude heute eine Elektrofirma sitzt, oder Grenzhäuser, die inzwischen verlassen sind. Wir begegneten vielen Geflüchteten und Migrant:innen, deren Geschichten kaum mehr Platz in der Reportage fanden, und verfolgten die Nachrichten aus Syrien, die sich von Tag zu Tag änderten. Bis wir schließlich selbst am Ziel ankamen: im Wohnzimmer der Familie Abou Kasem in Damaskus.



Text: Eliana Berger, geboren 1994 bei Köln, ist freie Journalistin. Sie schreibt Gesellschaftsreportagen aus dem In- und Ausland sowie über Wissensthemen. Ihre Recherchen führten sie unter anderem nach Armenien, in die Türkei und nach Nordamerika. Sie volontierte beim Kölner Stadt-Anzeiger und besuchte die Reportageschule Reutlingen. Heute schreibt sie unter anderem für „Die Zeit“, „Stern“ und „taz“.



Fotos: Eyad Abou Kasem, 1987 geboren in Damaskus, ist Dokumentarfotograf und bildender Künstler. In seinen Arbeiten beschäftigt er sich mit Themen wie Migration, Identität und den Auswirkungen von Konflikten auf Individuen und Gemeinschaften. Eyad ist Absolvent der Fakultät für Literatur in Damaskus und studiert Visual Journalism and Documentary Photography an der Hochschule Hannover.